

Mathias Eidenbenz

„Mathematische Maschinerie“¹

Lombrosos Werke sind nicht nur das prominente, im Wortsinne bahnbrechende Beispiel einer Semiologie der „Degeneration“. Der große Enzyklopädist ihrer Zeichen zeigt auch die Entfaltung eines neuen Erkenntnis- und Beweismittels: der Statistik. Wie schon bemerkt, sind Proportionen, Häufung und Durchschnitt bestimmende Momente in Lombrosos Theorie. Ein eigentlicher Zahlenglaube ist das Vehikel für die radikale Naturalisierung und Biologisierung aller Phänomene, mit denen sich Lombroso beschäftigte. Der Durchschnitt – und die Abweichung davon – spielte in seinem Werk die unangefochtene Rolle einer letzten Instanz zur Versicherung von Aussagen. Der Durchschnitt war das schlechthin Objektive. In diesem Zahlenglauben glich er einem nur wenig älteren Zeitgenossen, Darwins Vetter Francis Galton, von dem der Psychologie-Historiker Robert Boakes sagte: „he attached unusual value to counting“.

Francis Galton² gilt gemeinhin als der eigentliche Begründer der Eugenik und sein Aufsatz *Eugenics: its definition, scope and aims* von 1905 als deren Gründungsmanifest (das noch im selben Jahr ins Deutsche übersetzt wurde).³

¹ =4. Abschnitt des 6. Kapitels: „Biologie und Sinngebung“, aus: Mathias Eidenbenz, „Blut und Boden“. *Zu Funktion und Genese der Metaphern des Agrarismus und Biologismus in der nationalsozialistischen Bauernpropaganda* R. W. Darrés, Bern, Berlin, Frankfurt a.M. 1993, S. 177-184.

² Zu Galton (1822–1911) vgl. Wolfgang Walter, *Der Geist der Eugenik. Francis Galtons Wissenschaftsreligion in kulturosoziologischer Perspektive*, Bielefeld 1983 [=Report Wissenschaftsforschung, 24]; sowie Robert Boakes, *From Darwinism to behaviourism. Psychology and the minds of animals*, London etc. 1984, insbesondere das Kapitel „Mathematics, heredity and Francis Galton“, S. 44–49.

³ Francis Galton, „Eugenics: its definition, scope and aims“, in: *Sociological Papers*, 2/1905; deutsch: ders., „Entwürfe zu einer Fortpflanzungshygiene“, in: *ARGB* 2/1905, S. 812–829.

Sein erstes großes Werk *Hereditary Genius* von 1869 wird als die die Eugenik begründende Arbeit verstanden und noch heute als „Klassiker der Psychologie und Psychiatrie“ aufgelegt.⁴ Es wird immer wieder auf den zehn Jahre älteren *Ursprung der Arten* seines Veters Charles Darwin bezogen. Dies bedarf der Präzisierung. Tatsächlich erklärte sich Galton von diesem Werk tief beeindruckt und bezeichnete dessen Lektüre als Bildungserlebnis. Inhaltlich bezieht sich Galton jedoch nur am Schluß von *Hereditary Genius* mit einigen Überlegungen auf Darwins „Pangeneses“-Theorie. Für Inhalt und Methodik des Hauptteils von Galtons Schrift war Darwins Theorie vollkommen ohne Belang. Eine zentrale Rolle hingegen spielte die Theorie der Vererbung von Eigenschaften, insbesondere geistiger Eigenschaften. Allerdings interessierte sich Galton dabei nur für die Tatsache als solche, daß es überhaupt das Phänomen der Vererbung gibt, und nicht für die Frage, *wie* Vererbung geschieht und *was* vererbt werden kann.

Die eigentliche, wirksame und ihn erkennbar interessierende Quelle für seine Beschäftigung mit der Erbllichkeit intellektueller Fähigkeiten war *nicht* Darwins Werk, noch irgendeine vererbungstheoretische Arbeit, sondern die *Briefe über Wahrscheinlichkeit* des belgischen Hofastronomen Lambert Quételet (1796–1874), dem Begründer der Sozialstatistik, der „Sozialen Physik“ und der „Anthropometrie“. „Die Methode, deren ich mich bediene“, schrieb Galton,

“ist eine Anwendung des sehr merkwürdigen theoretischen Gesetzes von der ‘Abweichung von einem Durchschnitt’. Ich will erst das Gesetz erklären und dann zeigen, daß die Produktion natürlicher, intellektueller Begabungen gerade in seinen Spiel-

⁴ deutsch: Francis Galton, *Genie und Vererbung*, autorisierte Übersetzung v. Otto Neurath u. Anna Schapire-Neurath, Leipzig 1910. – Zur amerikanischen Neuauflage, ders., *Hereditary Genius. An Inquiry into its Laws and Consequences*, London u. New York 1987, verfaßte Hans-Jürgen Eysenck eine ausführliche Einleitung.

raum fällt. Das Gesetz ist von ganz außerordentlicher Allgemeinheit.“⁵

Quételets „Gesetz von der Abweichung von einem Durchschnitt“ besagt, daß sich aus dem Durchschnitt einer gegebenen Menge von Werten und aus der Summe eines Teils dieser Menge, der (innerhalb der Skala dieser Werte) beliebig von diesem Durchschnitt abweicht, die Menge jeder Abweichung vom Durchschnitt voraussagen läßt. Quételet stellte Tabellen auf, in denen er von einer Million Werten (z.B. Körpergröße der Bevölkerung eines Landes in Zentimetern) eine bestimmte Menge der größten Abweichungen nach oben abtrennte (z.B. 1 oder 100 der größten Individuen) und von diesem Wert bis zum Wert des Durchschnitts acht gleiche Intervalle abtrug; aus dieser Abweichungsmenge und dem Durchschnitt konnte er nun die Menge von Individuen für jedes Intervall berechnen. Er erprobte seine Tabellen an den Messungen von 5738 schottischen Soldaten (die er im 13. Band des „Edinburgh Medical Journal“ fand), und zwar Messungen des Brustumfanges in Zoll. Die tatsächlich gemessene Zahl einer bestimmten Größengruppe und die durch Berechnung aufgrund Durchschnitt und einer vergleichbar winzigen Teilmenge vorausgesagte Zahl lagen so dicht beieinander, daß Galton bemerkte: „Die wunderbare Übereinstimmung zwischen Theorie und Praxis muß selbst dem ungeübtesten Auge auffallen.“

Was Galton insbesondere erstaunte, war die Gültigkeit dieses Gesetzes bei einer in sich so verschiedenartigen Menge wie sie die Bevölkerung eines Landes darstellte⁶: „Die Schotten sind weder eine einheitliche Rasse, noch sind sie gleichförmigen Be-

⁵ Galton, *Genie und Vererbung*, S. 25.

⁶ Daß es sich dabei um Rekruten handelte, die ja hinsichtlich ihrer Konstitution einer bestimmten Auswahl unterzogen waren, hat nicht nur für Galton keine Bedeutung, sondern tatsächlich keine Bedeutung für die Gültigkeit von Quételets Gesetz.

dingungen unterworfen.“ Aber auch für die Größenmaße von 100 000 französischen Rekruten, deren Unterschiedlichkeit noch größer sei, zeigten sich solche starken Ähnlichkeiten zwischen den tatsächlich gemessenen und den aufgrund einer Hypothese errechneten Mengen bestimmter Größenklassen. Dies ermutigte Galton, zu den ihn eigentlich interessierenden Objekten zu kommen:

“Trifft es aber bei der Größe zu, so wird es auch bei allen anderen physischen Merkmalen der Fall sein, wie Umfang des Kopfes, Größe des Gehirns, Gewicht der grauen Hirnsubstanz, Anzahl der Gehirnfasern etc. Gehen wir noch einen Schritt weiter, den kein Physiologe zögern wird, zu tun, so wird das Gleiche bezüglich ihrer geistigen Kapazität der Fall sein. Eben dahin tendiere ich, denn diese Analogie zeigt klar, daß innerhalb der geistigen Kapazität der Bewohner der britischen Inseln ein ziemlich konstanter Durchschnitt bestehen muß und daß die Abweichungen von diesem Durchschnitt – hinauf zum Genie und hinunter zum Blödsinn – dem Gesetze folgen müssen, das die Abweichungen von jedem richtigen Durchschnitt bestimmt.“

Galton nahm nun das „Lexikon von Männern unserer Zeit“ von 1865 zur Hand, destillierte das Namensverzeichnis mehrmals nach verschiedenen Kriterien und fand schließlich, „daß auf eine Million Männer 250 es zu hervorragender Begabung bringen“. Ausgehend von dieser Zahl, die er u. a. zum Zensus von 1861 in Beziehung setzte, erstellte er nun eine Quételetsche Tabelle mit der Überschrift: „Einteilung der Menschen nach ihrer natürlichen Begabung“. Was diese Tabelle – wie die anderen Quételetschen Tabellen – zeigte, war eine auffällige Massierung um den *Durchschnitt*. Galton hob diesen Befund hervor als Beweis, daß die Verteilung von Eigenschaften – gleich welcher Art – *nicht linear* sei. Der Beweis mag trivial sein, und die Konzentration einer Menge von Werten um ihren Durchschnitt ist nicht einem mathematischen Gesetz geschuldet, sondern folgt daraus, daß an eine Klasse von Individuen, die bei aller Variation eben doch gleichartig sind, eine lineare Skala angelegt wird. Nicht der Durchschnitt

macht den durchschnittlichen Brustumfang, sondern die Gegenüberstellung von Individuen, die in ihren Eigenschaften gleichartig sind, und einer Meß-Skala, deren Intervalle gleichartig sind. Aber das sind Fragen, die nicht diejenigen Galtons waren. Auch ist hier nicht Denkrichtigkeit von Interesse, sondern Denkstil. Ihn faszinierte offenkundig die hier entdeckte Möglichkeit, die Menge der Abweichungen berechnen zu können, was z.B. für das Versicherungswesen wichtig wurde. Galton sah, daß sich *Erfahrung* durch *Berechnung* ersetzen ließ.

Nun konnte er seine Beweisführung beginnen. Er hatte jahrelang genealogisches Material gesammelt und präsentierte nun 300 Familien, „die ungefähr 1000 hervorragende Männer umfaßten, von diesen wieder waren 415 berühmt“. (Er diskutierte die Kriterien „hervorragend“ und „berühmt“ ausführlich, aber hier ist es nicht notwendig, darauf einzugehen.) Galton hatte also entdeckt, daß sich die Fähigkeiten von Richtern, Politikern, Feldherren, Literaten, Naturwissenschaftlern, Mathematikern, Musikern, Malern, Theologen, Ruderern und Ringkämpfern, soweit sie sich als „hervorragend“ einstufen ließen und sich gelegentlich in „Berühmtheit“ niederschlugen, überdurchschnittlich häufig in den jeweiligen Familien wiederholten. Natürlich gab es auch „Nieten“ (ein in der Tierzucht gebräuchliches Wort, das auch bei Darré wiederbegegnet). Aber im Durchschnitt kamen auf einen berühmten Mann $3 \frac{1}{3}$ „hervorragende“ und $1 \frac{1}{3}$ „berühmte“ Männer in der eigenen Familie („berühmte“ Frauen gab es nicht). Schon die Masse dieser Beispiele als solche gereichte Galton zum Beweis, „daß die natürlichen Fähigkeiten eines Menschen durch Vererbung erworben sind.“

Es fällt oft ein wenig schwer, Galtons Darlegungen ganz ernstzunehmen. Doch es gilt zu bedenken, daß in weiten Bereichen der Sozialwissenschaft wie auch in den Naturwissenschaften die Statistik das wichtigste Erkenntnismittel ist. Die menschliche Gesellschaft läßt sich nicht solchen Experimenten unterziehen, wie Gregor Mendel sie – vier Jahre zuvor publiziert (aber nur

einem kleinen Kreis der naturforschenden Gesellschaft in Brünn bekanntgeworden) – mit der Kapuzinerkresse, noch dazu über mehrere Generationen hinweg, durchführte.⁷ Galton sah klar die Leistungskraft dieses Mittels und wandte es in einer Fülle von Arbeiten auf eine Unzahl verschiedenster Gegenstände in den Humanwissenschaften an.⁸ Auch wenn er darin oft übertrieb, so verband sich doch sein *spleen* mit den wissenschaftlichen Bedürfnissen und Interessen seiner Zeit, was ihm zahlreiche Auszeichnungen und die ungebrochene Anerkennung vieler Kollegen eintrug. Keine geringere als die Sozialhistorikerin Beatrice Webb, prominente Mitglied der „Fabian Society“, schätzte Galton als Personifikation des idealen Wissenschaftlers, aufgrund seiner Neugier und raschen Auffassungsvermögens für Fakten, seiner Fähigkeit zu geistreichen Überlegungen und seiner Fähigkeit zur „Korrektur und Verifizierung seiner eigenen Hypothesen durch statistische Handhabung einer Masse von Daten.“⁹ Und keine geringeren als Anna Schapire-Neurath und Otto Neurath, Philosophen und Sozialwissenschaftler, Mitglieder des „Wiener Kreises“, begrüßten Galtons Forschungen enthusiastisch, explizit sein Interesse für den „Durchschnitt“ und das Ergebnis seiner Arbeit,

⁷ So bemerkte auch Hugo Iltis, der sich zwischen seiner erwähnten Mendel-Biographie von 1924 und seiner Volkstümlichen Rassenkunde von 1930 zu einem heftigen Kritiker der Eugenik entwickelt hatte, auf dem Gebiet der „Menschenzüchtungsforschung“ müsse natürlich „die experimentelle Methode von der statistischen abgelöst werden.“ S. ders., *Gregor Mendel*, S. 234.

⁸ Die wichtigsten Arbeiten sind zusammengefaßt in: Francis Galton, *Inquiries into Human Faculty and its Development*, London 1883. – Dort findet sich auch erstmals Galtons Definition des Begriffs „Eugenik“, an dessen Stelle er früher „viriculture“ verwandt hatte: „cultivation of race“ oder „the science of improving stock, which... takes cognisance of all influences that tend... to give the more suitable races or strains of blood a better chance of prevailing speedily over the less suitable than they otherwise would have had.“ Ebd., S. 24.

⁹ Vgl. Boakes, a.a.O.

„eine neue Disziplin, die Eugenik, die Lehre von der guten Zeugung“.¹⁰

Das Problem liegt nicht in der Verwendung der Statistik als solcher. An keiner Stelle seines Buches unternahm Galton den Versuch, den Zusammenhang zwischen dem Vorkommen bestimmter Qualifikationen und Familienzugehörigkeit zu diskutieren. Er vertrat eine radikale Naturalisierung gesellschaftlicher Phänomene, in der etwa die Qualifikation zum Richteramt oder zum Ruder-Champion als „natürliche Fähigkeiten“ zu gelten hatten. Dieser Naturalisierung stand auf der anderen Seite ein vollkommen unbiologischer Begriff von Vererbung gegenüber. Galton diskutierte weder medizinische noch biologische Erkenntnisse, z.B. die zu seiner Zeit schon weit entwickelte Zelltheorie. Naturalismus, das zeigt sich hier wie schon andernorts, kommt ganz gut ohne Natur aus, ebenso wie Biologismus keiner Biologie bedarf. Galtons Vererbungsbegriff basierte allein auf *äußeren Parametern*: Mengen, Häufung und Durchschnitt. Was solche Parameter leisten, ist Koinzidenzen von Merkmalen aufzuweisen, nicht mehr und nicht weniger. Sie können Hypothesen über die Wahrscheinlichkeit bestimmter Zusammenhänge nahelegen, aber sie können biologische Zusammenhänge weder erklären noch beweisen, wie der Anthropologe Franz Boas 1912 in einem anderen Zusammenhang feststellte: „In einzelnen Fällen kann die statistische Behandlung wohl durch neue Beobachtungen die eine Theorie bestätigen, die andere widerlegen. Nie dagegen kann die statistische Behandlung das biologische Problem als solches lösen, das nur einer biologischen Betrachtung zugänglich ist.“¹¹ Galton verfuhr anders als sein Vetter Darwin, der mit Akribie die möglichen Zusammenhänge innerhalb der Fülle des Beweismaterials disku-

¹⁰ S. ihr Vorwort zu Galtons *Genie und Vererbung*, S. VI, das sie ja übersetzt hatten.

¹¹ Franz Boas, „Veränderungen der Körperform der Nachkommen von Einwanderern in Amerika“, in: *Zeitschrift für Ethnologie* 45/1913, S. 22.

tierte. Anders auch als Gregor Mendel, den eine Skepsis über seine Befunde nie verließ. Er verfuhr hingegen ähnlich wie Lombroso wenige Jahre später, dem kaum ein Pickel zu schlecht war, um als „Stigma“ des Verbrechers zu dienen, und der sich niemals fragte, inwiefern eine Kombination von „Henkelohren“, „Spreizfuß“, „Glotzauge“ und „brachycephalem Schädelindex“ den Verstoß gegen Landesgesetz oder herrschende Sitte überhaupt erklären könnte.

Lombroso und Galton glauben beide an die Aussagekraft der bloßen Koinzidenz, sei sie ein Produkt visueller Wahrnehmung oder statistischer Hantierungen. Aber Lombroso war immer noch Arzt. Er war interessiert an Krankheiten und ihrer Heilung. Kranksein und Gesundsein sah er in einem großen evolutionären Zusammenhang. Sein Begriff der Degeneration war bestimmt durch eine Abwehr nicht naturalisierbarer Bedeutungen. Daher auch das Insistieren auf der Vererbung, auf dem *geborenen* Verbrecher. Seine ganze Enzyklopädie der Zeichen der Degeneration ist das Vehikel einer Säkularisierung ihres von Morel übernommenen Bedeutungsgehalts. Anders Galton: Säkularisierung naturwissenschaftlicher Begriffe konnte für ihn nicht dasselbe Problem sein, wie für Lombroso in Italien. Sein Beitrag lag in der Suggestion praktischer Handlungsperspektiven. Bei Galton ging es um das Hantieren mit Populationen, um das Abschätzen großer Mengen, großer Zeiträume und globaler Distanzen. Seine Probleme sind von der Art, wie er es einleitend nannte: „Was ist eine Million?“ Die Zahlen, jenseits der pathologischen Momente von Galtons Zahlengläubigkeit,¹² sind die adäquaten Mittel, bisher

¹² Es war tatsächlich so, daß Galton nicht aufhören konnte, zu zählen; er tat es, wo immer er war. In den Kastanienblüten einer Allee konnte er nur den optischen Eindruck von der Zahl „eine Million“ sehen (vgl. die Einleitung von *Genie und Vererbung*). Das Ableben seines Bruders Erasmus war ihm nicht Anlaß zu Betrübnis oder Trauer, sondern zur Notiz, daß es anderthalb Stunden gedauert habe, um ihn in vier Handvoll Asche zu verwandeln. Eine eindrückliche Schilderung seines Lebens stammt von seiner Großnichte: Dorothy Middleton, *Sir Francis Galton, 1822–1911*, London 1982.

Unermeßliches in den Horizont des Machbaren zu rücken. Darin besteht die eigentliche Faszination seines Werkes. Die anfangs präsentierte Methode einer Applikation der Quételetschen Tabellen auf eine siebenstufige Begabungsskala steht in keinerlei Zusammenhang mit seiner Hypothese einer Erbllichkeit intellektueller Fähigkeiten. Sie wird in den Kapiteln über die Familien berühmter Männer nicht einmal erwähnt. Begabungsskala und Erbllichkeits-Hypothese bringt Galton erst im letzten Fünftel des Buches zusammen, im Kapitel „Der relative Wert verschiedener Rassen“. In diesem Kapitel wandte Galton seine siebenstufige Begabungsskala auf das antike Volk der Athener an¹³. Er kam dabei zu dem überraschenden Ergebnis,

„daß die Durchschnittsfähigkeit der Athener bei einer möglichst niedrigen Schätzung doch noch um zwei Grade höher ist, als unsere eigene, d.h. die Athener stehen um so viel höher als wir, als die afrikanischen Neger unter uns.“¹⁴

Die Schätzung der „zwei Grade“, die die Neger „unter uns“ stünden, beruht auf folgenden Überlegungen:

„die Anzahl der Menschen, die wir dumm nennen, [ist] unter den Negern sehr groß. Jedes Buch, das von Negerdienstboten in Amerika spricht, wimmelt von Beispielen. Auf mich selbst machten diese Tatsachen während meiner Reisen durch Afrika einen großen Eindruck. Die Irrtümer, die Neger in ihren eigenen Angelegenheiten begingen, waren so kindisch und blöde, daß ich mich oft meiner eigenen Art schämte. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß ihr c [auf Galtons Begabungsskala] so niedrig ist als unser e, was eine Differenz von zwei Graden ergeben würde...“¹⁵

¹³ indem er die Zahl noch heute „berühmter Männer“ in Beziehung setzte zu Schätzungen der Bevölkerungsgröße Athens, jeweils zu ihrer Zeit, und mit quételetschen Tabellen Schätzungen über die Menge der jeweiligen Skalenstufe anstellte.

¹⁴ Galton, *Genie und Vererbung*, S. 364f.

¹⁵ Ebd., S. 362.

Das ist es, was Robert Boakes meinte, als er schrieb: „travel did not seem to broaden his mind“. Außer einem gewissen Respekt für die mohammedanische Kultur weckten Galtons Reisen keine anthropologische Neugier, noch lockerten sie seine rassistischen und kulturellen Vorurteile; sondern „his efforts turned increasingly towards justifying them.“

Die Einstufung der Athener wirft ein bedenkliches Licht auf den geschichtlichen Fortschritt. Wie haben sie es dahin gebracht, ebensoviel Begabungs-Grade über den Engländern zu stehen, wie diese über den Afrikanern? Diese „befähigste Rasse, von der die Geschichte weiß... verdankt ihre Superiorität ohne Zweifel in hohem Maße dem folgenden Umstande“:

„Athen stand Einwanderern zwar offen, aber nicht unterschiedslos, denn sein soziales Leben war derart, daß nur sehr befähigte Menschen daran irgend welches Vergnügen haben konnten, andererseits hatte es für Menschen der höchsten Befähigung und Kultur Vorzüge, wie keine andere Stadt. So schuf es durch ein System einer teilweise unbewußten Auslese einen prachtvollen Schlag menschlicher Tiere...“

Aus diesem „Schlag“ gingen in nur einem Jahrhundert 14 berühmte Männer hervor, und er stellte damit die ganze spätere Geschichte des Abendlandes in den Schatten, „denn die Bevölkerungsmillionen von ganz Europa haben unter ihrer ganzen Zucht der nächsten 2000 Jahre nicht ihresgleichen hervorgebracht.“¹⁶ Wäre die „athenische Zucht“ nicht untergegangen – was moralischer Dekadenz geschuldet war („die Ehe wurde unmodern... viele der ehrgeizigen Frauen wurden ausgesprochene Kurtisanen und folglich unfruchtbar...“) – dann hätte sie sich auf ihrer ausgezeichneten Höhe gehalten, sich „über große Gegenden verbreitet, also inferiore Völker verdrängt“ und zwar in einem Grade, der heute selbst die Kraft unserer Einbildungskraft übersteigt.“

¹⁶ Galton, *Genie und Vererbung*, S. 363f.

Die Entdeckung von „Graden“ der „Durchschnittsnorm“ eröffnete ganz neue historische Perspektiven, sie ließ Galton ausrufen: „Wenn wir die Durchschnittsnorm unserer Rasse nur um einen Grad erhöhen könnten, welche gewaltigen Veränderungen würden wir damit erreichen!“ Galtons „mathematische Maschinerie“¹⁷ schien es also zu erlauben, in einem Zuge historische Abstände abzuschätzen, Entwicklungen zu berechnen und die verschiedensten Völker und Kulturen mit einem „relativen Wert“ zu qualifizieren. Für Galton war die Statistik „das einzige Werkzeug, mit dem sich eine Lichtung in das ungeheure Dickicht schlagen läßt, das jenen den Weg versperrt, die die Wissenschaft vom Menschen verfolgen.“ Mit ihr schien es zu gelingen, höchst komplexe und vielgestaltige Phänomene im wörtlichen Sinn auf einen Nenner zu bringen, mit dem sich nun kalkulieren ließ. Der „relative Wert der Rassen“, bisher eine Sache fragwürdiger Vorurteile, erhielt damit eine scheinbar objektive Urteilsgrundlage; denn was kann objektiver und leichter überprüfbar sein, als zahlenmäßige Proportionen von Mengen und Graden.

Zahlen können Großes klein machen. So kann die Formulierung „nur um einen Grad“ den Hauptvorschlag seines Buches scheinbar in greifbare Nähe rücken, nämlich die Veränderung der natürlichen Konstitution der Menschen auf der Ebene der Veranlagung. Wenn es

„leicht ist, durch sorgsame Auslese eine beständige Hunde- oder Pferderasse zu erhalten, die mit einer besonderen Schnelligkeit oder einer ähnlichen Fähigkeit ausgestattet ist, müßte es ebenso möglich sein, durch wohlausgewählte Ehen während einiger aufeinanderfolgender Generationen eine hochbegabte Menschenrasse hervorzubringen.“¹⁸

Der „Fortschritt der natürlichen Gaben künftiger Generationen der menschlichen Rasse“ sei in starkem Maße, wenn auch indi-

¹⁷ So nannte es Robert Boakes, *From Darwinism to Behaviourism*, S. 44.

¹⁸ Galton, *Genie und Vererbung*, S. 1.

rekt, „in unserer Macht“. Und die Geschichte der Domestikation der Tiere oder in der Evolution lasse nicht daran zweifeln, „daß eine Rasse gesunder Menschen gebildet werden kann, die den modernen Europäern geistig und moralisch ebenso überlegen wäre, als die modernen Europäer den niedrigsten Negerrassen überlegen sind.“¹⁹

Mit dieser rudimentären Vorstellung von Erblichkeit und Selektion, ihrer Verbindung zur Zucht und der Fundierung aller Überlegungen durch Statistik stellt Galtons *Hereditary Genius* die Begründung der Eugenik dar.

Galton erreichte die Gründung eines Instituts für Eugenik 1909 in London, den „Galton Laboratories“ in Bloomington, die in Aldous Huxleys *Brave New World* eine futuristisch-überhöhte, literarische Darstellung fanden. Im selben Jahr wurde er für seine Verdienste um die Eugenik geadelt. Er begründete noch unmittelbar vor seinem Tod die *Eugenics Review*, sowie die bis heute bestehende *Eugenics Society* (zuerst geleitet von seinem Schüler Karl Pearson), die bald die schrittmachenden Institutionen der eugenischen Bewegung wurden.

Das „Schibboleth des 20. Jahrhunderts“

Der französische Anthropologe Georges Vacher de Lapouge prophezeite im Jahre 1886:

„je suis convaincu... qu'au siècle prochain on s'égorgera par millions pour un ou deux degrés en plus ou en moins dans l'indice céphalique. C'est à ce signe, remplaçant le *shibboleth* biblique et les affinités linguistiques, que se feront les reconnaissances de nationalité. Seulement il ne s'agira plus, comme aujourd'hui, de questions de frontières à reculer de quelques kilomètres; les races supérieures se substitueront par la force aux groupes hu-

¹⁹ Ebd., S. XXVI bzw. XII.

mains attardés dans l'évolution, et les derniers sentimentaux pourront assister à de copieuses exterminations de peuples.“²⁰

Vacher, ursprünglich Jurist, dann Schüler des Anthropologen Paul Broca, zeitweilig Mitarbeiter von Haeckel und Übersetzer von dessen *Glaubensbekenntnis*, leistete keinen unbeträchtlichen Beitrag dazu, daß seine Prophezeiung wahr werden konnte.²¹ Was aber bedeutet dieser „indice céphalique“, der Schädelindex? Darré, so war zu sehen, leitete alle seine Unterscheidungen („Siedler und Nomaden“, „aufbauende und schmarotzende“ Rassen usw.) von einer einzigen ab, der Unterscheidung von „langköpfigen“ und „rundköpfigen“ Rassen. Sie ist so vordergründig und einfach wie der Begriff der „Entartung“, daß sie leicht übergangen wird. Zumal bei einem solchen Autor ja die weitaus

²⁰ Georges Vacher de Lapouge, „L'Anthropologie et la science politique. Leçon d'ouverture du cours libre d'anthropologie de 1886–1887“, in: *Revue d'anthropologie*, 16/1887, S. 136–157, hier S. 151. Hugo Iltis übersetzte: „Ich bin überzeugt, daß man sich im nächsten Jahrhundert nach Millionen schlachten wird wegen ein oder zwei Graden mehr oder weniger im Schädelindex. An diesem Zeichen, das das biblische Schiboleth und die Sprachverwandtschaft ersetzen wird, werden sich die verwandten Rassen erkennen, und die letzten Sentimentalen werden gewaltige Ausrottungen von Völkern erleben.“ Hugo Iltis, *Volkstümliche Rassenkunde*, Jena 1930 [=Urania 6/1929–30, Buchbeigabe 3], S. 14. – Iltis' Buch ist eine Kritik der rassistischen Strömungen in der Anthropologie.

²¹ Vacher de Lapouge (1854–1936) war einer der militantesten Rassenforscher und in der Anthropologie nicht überall angezweifelt. (Zum Kontext vgl. die Darstellung von E. J. Young, *Gobineau und der Rassismus*, Meisenheim a. Gl. 1968.) Eine Zeitlang arbeitete er mit Ernst Haeckel zusammen an einer Untersuchung über eine Käferart (Carabinae), und er übersetzte Haeckels „Monismus“: *Le Monisme, lien entre la religion et la science. Profession de foi d'un naturaliste. Préface et traduction de G. Vacher de Lapouge*, Paris 1897. (Vachers Vorwort fehlt in den späteren französischen Auflagen des „Monisme“) – Er war ein Vorbild für Hans F. K. Günther, der mit ihm über Jahre Kontakt hielt und einen Nachruf in *Volk und Rasse* veröffentlichte (3/1936, S. 95–121). – Für das Fortleben seiner Anschauungen zeugen die Biographie und Bibliographie aller greifbaren Schriften von und über Vacher von Henri de la Haye Joussetin, *Georges Vacher de Lapouge (1854–1936). Essai de bibliographie*, Paris 1986.

komplexeren Fragen nach dem Antisemitismus und nach seiner Rolle bei der Entstehung der nationalsozialistischen Herrschaft im Vordergrund stehen. Aber sie gehört zu den zentralen Elementen des Sinngefüges der „Blut und Boden“-Ideologie. Und diese Unterscheidung hat eine Geschichte, die untrennbar mit der Entwicklung der modernen Anthropologie verknüpft ist, weshalb sie nähere Beachtung verdient.

Es ist offensichtlich, daß es der Eugenik um die „Rasse“ ging und daß der Sinn aller Theorien über Degeneration oder Fortschritt, aller Messungen und Statistiken, sich auf sie bezog. Aber was ist eine Rasse, wonach lassen sich innerhalb der Menschheit Rassen unterscheiden? „Rasse“ ist ein sehr vager Begriff, in dem die „menschliche Rasse“ („human race“, „la race humaine“) ebenso Platz hat, wie die Bezeichnung einer sozialen Schicht (besonders in England) oder sogar einer einzigen Familie als „Rasse“.²² In der Debatte am deutschen Soziologentag war Alfred Ploetz schnell über die Frage der Differenzierungen der Menschenrassen hinweggegangen. Es ist aber dennoch deutlich geworden, daß sich die Eugenik mit der Differenzierung nach Hautfarben nicht begnügen konnte. Was hätte auch mit dem Begriff einer „weißen Rasse“ für ein Handlungsbedarf formuliert werden können, den Medizin und Anthropologie nicht schon längst abdeckten? Das Interesse der Eugenik war offenkundig eine Differenzierung *innerhalb* der „weißen Rasse“. Aber nach welchen Kriterien sollte hier unterschieden werden? Alfred Ploetz hatte gesagt, „eine der Hauptrichtungen der menschlichen Entwicklung betraf bisher das geistige Leben und dürfte es in Zukunft noch mehr betreffen.“ Die Rassenhygiene habe deshalb zu ihrer Erörterung der Entwicklung der Rassen und der Wirksamkeit der Auslese „außer den physischen auch intellektuelle und moralische Eigenschaften heranzuziehen, sowie ihre Paralle-

²² Vgl. zur Geschichte der Semantik den Artikel „Rasse“ in: *Geschichtliche Grundbegriffe*, a.a.O.

len, das Hirn mit seinen Funktionen und physiologischen Funktionsbedingungen“.²³ Auch Galton, der sich mehr mit dem Genie als mit Rassen beschäftigte, interessierte sich für „Umfang des Kopfes, Größe des Gehirns, Gewicht der grauen Gehirns substanz, Anzahl der Gehirnfasern etc.“ Ebenso Lombroso: An der Hirnschale erkannte er anatomische Zeichen der „moral insanity“, und nach seiner Auffassung weisen die Verbrecher eher einen „brachycephalen“ als einen „dolichocephalen Schädelindex“ auf.

Schied bei Albertus Magnus die *anima* den Menschen vom Tier, so konnte es, nach zahlreichen Klassifizierungsversuchen von Linné bis Buffon, in der Zeit der Aufklärung nur noch das Gehirn sein. Aber die Hirnforschung steckte noch bis Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts in ihren Anfängen.²⁴

Die Anthropologie bedurfte aber eines wissenschaftsfähigen Kriteriums. Tatsächlich gibt es in der immensen Literatur über die Differenzierung der Menschenrassen und ihre Kriterien bis zum 2. Weltkrieg neben der Hautfarbe nur eine einzige Konstante, nämlich die *Form* des Schädels. Und was hätte auch die „graue Hirns substanz“ an gleichermaßen einfachen und zeichenhaften Unterscheidungen hergeben können, wie jene fundamentale Unterscheidung der Schädelformen in „lang“ und „kurz“.

²³ Ploetz, „Die Begriffe Rasse und Gesellschaft“, S. 121.

²⁴ Paul Broca (1824–1880) war es jedoch bereits 1861–65 gelungen, das Sprechzentrum im Hirn zu lokalisieren. Der Mediziner Paul Broca war der Doyen der französischen Anthropologie und auch international einer der führenden Forscher, er gründete die erste anthropologische Gesellschaft, die erste anthropologische Zeitschrift und das erste anthropologische Institut in Frankreich (*Société d'anthropologie* 1859, *Revue d'anthropologie* 1872 und *École d'Anthropologie* in Paris 1876). Er trug maßgeblich dazu bei, Retzius' Grundkriterium von dolicho- und brachycephal in Gestalt des Schädel-Indexes endgültig zu etablieren.

Diese Unterscheidung von „langen“ und „kurzen“ Schädeln geht zurück auf den schwedischen Anatomen Alfred Anders Retzius (1796–1860). Anders Retzius trug 1842 einer Versammlung der skandinavischen Naturforscher in Stockholm eine Abhandlung *Über die Schädelformen der Nordbewohner vor*.²⁵ Er präsentierte darin Messergebnisse von schwedischen, slawischen, finnischen, lappländischen, kalmückischen und grönländischen Schädeln; dabei handelt es sich um die ersten vergleichenden, systematischen Messungen des Schädelbaus überhaupt.²⁶

Die Abhandlung beginnt mit einer „Aufstellung der Völkerschaften nach der Schädel- und Kieferbildung“. 21 Völker und Völkergruppen (er selbst hatte nur fünf systematisch untersucht) finden sich darin eingeteilt in „Dolichocephales“ (Langschädliche) und „Brachycephales“ (Kurzschädliche), beide Gruppen wiederum unterteilt in „Orthognathes“ (mit „richtiger“ Kieferstellung) und „Prognathes“ (mit hervorstehendem Oberkiefer). Die Abhandlung, im wesentlichen eine nüchterne Darstellung von Zahlen und Beobachtungen, enthält einige bewundernde Bemerkungen über die Schönheit der schwedischen Schädel und eher beiläufige Worte über den Zusammenhang zwischen kultureller Entwicklung und der Schädelform. Wegen dieser Bemerkungen wurde der Schluß auf einen Zusammenhang zwischen Schädelform und „Kulturfähigkeit“ oder psychischer, sozialer und kultureller Ent-

²⁵ „Om formen af Nordboernes Cranier“, in: *Forhandlingar vid de Skandinaviske Naturforskarnes tredje möte*, Stockholm 1842; diese Abhandlung, die für die Anthropologie große Bedeutung erhielt und Retzius eine langwährende Autorität verschaffte, wurde im Ausland zuerst in Berlin übersetzt, in der Zeitschrift seines Freundes Johannes Müller, dem Begründer der modernen Physiologie, dem sog. „Müller Archiv“ („Über die Schädelformen der Nordbewohner“, in: *Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medicin*, 12/1845, No.2, S. 84–129); eine französische Übersetzung erschien in den *Annales des sciences naturelles*, 3e série, 4/1846, S. 133–172.

²⁶ Wenn auch die Kraniologie ebenso wie die vergleichende Anatomie als solche auf Blumenbach und Camper zurückgeht, vgl. Johann Friedrich Blumenbach, *Handbuch der vergleichenden Anatomie und Physiologie*, Göttingen 1805.

wicklung auf Retzius zurückgeführt.²⁷ Aber das ist falsch. Dieser Zusammenhang ist bei Retzius *unterstellt*, er hat die Form eines Vorurteils, doch er ist nicht Gegenstand einer These oder eines Nachweises. Die Geschichte eines solchen Rückschlusses ist auch sehr viel älter.²⁸ Die Bedeutung von Retzius' Arbeit für die Anthropologie im allgemeinen und die Eugenik im besonderen liegt überhaupt nicht in seinen inhaltlichen Urteilen, vielmehr in seinem eigentlichen Gegenstand, nämlich Kriterien zu liefern, die allen Völkern gemeinsam sind und an dem sie sich erkennen lassen. Im ersten Satz des Abschnitts über die schwedischen Schädel vergleicht er das Verhältnis der Länge zur Breite in der Aufsicht. Aber das ist erst eine Zahl, die als solche im übrigen in der Abhandlung selbst unverglichen bleibt. Die Unterscheidung in „dolichocephal“ und „brachycephal“ ist hier noch eine unter anderen, ganz impressionistisch, und von einem „Schädel-Index“ kann erst recht noch keine Rede sein.

Es liegen 17 Jahre zwischen der erstmaligen Präsentation seiner „Aufstellung“ vor der schwedischen Königlichen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1840 und seiner Feststellung 1857, daß sich diese Unterscheidung allgemein durchgesetzt und einen festen Platz in der Anthropologie habe. Bei Retzius selbst hatte sich unterdessen die anfänglich nüchterne Entwicklung von Methoden der physiologischen Forschung, die gerade erst damit begonnen hatte, systematische Beschreibungen, Messungen und Experimente gegenüber Spekulationen in den Vordergrund zu rücken, in ihr Gegenteil verkehrt. Die Schädelform plazierte bei ihm nun, 1857, ein Individuum *geographisch*: die „langen“ Formen im Westen, die „runden“ im Osten Europas; *zeitlich*: die „langen“ sind in Westeuropa seit Urzeiten zu finden, die „kurzen“ stam-

²⁷ Z.B. bei Hugo Iltis, *Volkstümliche Rassenkunde*, S.13.

²⁸ vor allem wäre hier die Geschichte der Physiognomie zu nennen und der erste Enzyklopädist physiognomischer Zeichen der psychischen, sozialen und kulturellen Konstitution: der Zürcher Pfarrer Lavater.

men von Zugewanderten; und *kulturell*: die „langen“ stehen kulturell „höher“ als die „kurzen“. Die Schädelform war bei ihm zum kaum noch bezweifelbaren Zeichen für Völkerwanderungen und -verwandtschaften geworden. So schreckte er nicht davor zurück, gewisse nordamerikanische Indianervölker aufgrund ihrer Schädelform von den Stämmen Israels abzuleiten, eine Konstruktion, die ihm nur über das oft angestrengte Mittelglied der mythischen Insel Atlantis möglich war.²⁹ Es bedurfte jedoch der Verbreitung statistischer Methoden und statistischen Denkens, um aus dieser Unterscheidung eine handliche Maßzahl zu machen, den „Längen-Breiten-Index“. Erst nach Retzius' Tod setzte die eigentliche Karriere seines knöchernen Kriteriums ein, das bald zu den am besten erforschten Daten der Anthropologie überhaupt zählte (noch heute werden darüber Dissertationen verfaßt):

„Durch Jahrzehnte wurden von einer Armee von Anthropologen viele tausende, ja hunderttausende Schädel aller Rassen gemessen, die L-B-Indizes und viele andere Maßzahlen bestimmt und aus den Messungen für jede Rasse die 'Mittelwerte' berechnet.“³⁰

Diese Proportionszahl bedeutete für viele Anthropologen und Eugeniker das Rassenkennzeichen schlechthin. Die Breite wurde durch die Länge (in der Aufsicht) dividiert und mit 100 multipliziert, Werte unter 80 galten als dolichocephal, die darüberliegenden als brachycephal; es schlossen sich weitere Differenzierungen an wie „mesocephal“, sowie eine Reihe anderer Indizes. Aus dieser Sicht konnte H. F. K. Günther, als er die Ahnenreihe der Rassenforschung herunterlas, behaupten, Anders Retzius, der

²⁹ Anders Retzius, *Coup d'oeil sur l'état actuel del ethnologie au point de vue de la forme du crâne osseux*, Genf 1860 (die schwedische Originalfassung war 1857 in Christiania erschienen), hier S. 31f.

³⁰ Iltis, *Volkstümliche Rassenkunde*, S.13.

„Vater der Schädelmessung“, „führte mit dem Längenbreitenindex den ersten ‘Index’ in die Rassenkunde ein“.³¹

Häufung und Durchschnitte waren die Hebel, mit denen der Schädel-Index zum Zeichen eines „Rassenbildes“ gemacht wurde. Motiviert durch das Kriterium des Indexes setzte um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine enorme Sammeltätigkeit ein, und die Schädelansammlungen stellten denn auch den Kern anthropologischer Sammlungen und Forschungen dar.³² Doch Hugo Iltis benannte das dabei selten beachtete Problem:

„... die Methode der Mittelwerte verdeckte oft gerade die kennzeichnendsten Unterschiede innerhalb einer Rasse, und die Resultate der zahllosen Messungen entsprachen keineswegs der aufgewendeten Arbeit. Man fand ausgesprochene Langschädel z.B. bei Schweden, Negern, Australiern und Eskimos, ausgesprochene Kurzschädel z.B. bei Schweizern, bei Südslawen... – die entferntesten Rassen zeigten den ähnlichsten L-B-Index.“³³

³¹ Hans F. K. Günther, *Rassenkunde*, S. 18.

³² Eine der bedeutendsten Sammlungen in Deutschland war diejenige von Rudolf Virchow, von Felix v. Luschan auf rund 4000 Exemplare erweitert, die im feuersicher ausgebauten Dachstock des 1927 eröffneten „Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik“ in Berlin untergebracht wurde: vgl. Handbuch der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, hg. v. Adolf v. Harnack, Berlin 1928, S.114ff. – Der Bau befindet sich in der Ihnestraße, heute ist darin ein Teil des Otto-Suhr-Instituts für politische Wissenschaften der Freien Universität Berlin untergebracht. Die Sammlung von Crania und Post-Crania existiert noch heute, aber erlitt das Schicksal der Teilung: ein Teil befindet sich in der Humboldt-Universität, ein anderer im Anthropologischen Institut der Freien Universität.

³³ Ebd. Er fuhr fort, lange Schädel seien sogar ein ausgesprochenes Merkmal „primitiver“ Rassen ebenso wie ausgestorbener Eiszeitrassen, wie z.B. Aurignac-Menschen und Neandertaler, während eine beachtliche Reihe von Repräsentanten der europäischen, namentlich der deutschen Kultur ausgesprochen „brachycephale“ Indizes aufwiesen – Schiller, Beethoven und Goethe, die bereits den Mongolen zuzurechnen wären, wurden von Kant, Leibniz und Schopenhauer noch weit übertroffen, wie Weidenreich festgestellt habe.

Die „Durchschnitte“, die ja Unterschiede in den Durchschnitten verschiedener Gruppen zur selben Zeit zeigen, verbargen außerdem die Möglichkeit, daß der Schädelindex eine anthropologische Variable sein könnte, was der Anthropologe Johannes Ranke und sogar Eugeniker wie K. F. Wolff vermuteten. Eine großangelegte Untersuchung von Franz Boas sollte dies belegen. Der in New York lehrende (aus Minden stammende) Anthropologe Franz Boas war einer der wenigen, die den deterministischen und rassistischen Tendenzen in der Anthropologie immanent begegnen konnten. Selbst ein bedeutender Anthropometriker, wies er 1910/11 in einer großangelegten Untersuchung für die „Immigration Commission“ des amerikanischen Senats die *Veränderung* verschiedener physischer Merkmale im Erbgang (besonders des Kopf-Indexes) bei europäischen Einwanderern in Amerika im Verlaufe mehrerer Generationen nach. Mit einem Mitarbeiterstab von 13 Assistenten untersuchte er fast 18 000 Individuen.³⁴ Die Ergebnisse erregten nicht nur die Rassenforscher, sowie physiologische Anthropologen, die an die Invariabilität physiologischer Merkmale wie des Schädelindex in der Vererbung glaubten, sondern waren generell eine Herausforderung des modernen biologischen Denkens jener Jahre, weil sie die Autonomie genetischer Determination des physiologischen Typs in Frage stellten. Franz Boas war einer der ersten Forscher, die die Auffassung vertraten, daß Gene nicht *autonome* Determinanten, sondern *Po-*

³⁴ Franz Boas, *Changes in Bodily Form of Descendants of Immigrants, being partial report on the Results of an Anthropological Investigation for the United States Immigration Commission*, Washington 1910. – Der „Final Report“ erschien 1911 in New York, ein auswertender Aufsatz unter demselben Titel im *American Anthropologist*, new series, 14/1912, eine bereits erwähnte Berliner Vortragsfassung unter dem Titel „Veränderung der Körperform der Nachkommen von Einwanderern in Amerika“ in der *Zeitschrift für Ethnologie*, 45/1913, S. 1–22. – Allgemeine Bemerkungen dazu veröffentlichte Boas sogar in Alfred Ploetz' *Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie*, 10/1913, unter dem Titel: „Die Analyse anthropometrischer Serien, nebst Bemerkungen über die Deutung der Instabilität menschlicher Typen“.

tentialitäten oder Determinanten in einem *Determinantengefüge* seien.³⁵

In der Fachwelt stellte diese Untersuchung eine Sensation dar. Sie forderte über lange Jahre zahlreiche Naturwissenschaftler heraus, wie den bekanntesten Biometriker jener Jahre, Galtons Mitarbeiter Karl Pearson, und schlug wieder und wieder Wellen in den Aufsätzen des *Archivs für Rassen- und Gesellschaftsbiologie* wie in anderen biologischen, anthropologischen und medizinischen Zeitschriften auch. Der Nachhall, den die Untersuchungen von Franz Boas in der völkischen Rassenlehre in den späten 30er Jahren fanden, war so bezeichnend wie die ersten empfindlichen Reaktionen in den 20er Jahren. War zuerst das Hauptergebnis in Frage gestellt worden – oder, bei den antisemitischen Rassenforschern schon deshalb zurückgewiesen worden, weil Boas ein Jude war –, so begannen sich nun Rassenforscher dafür zu interessieren, daß sich „Rassereinheit“ nicht nur über Züchtung, sondern auch durch Einflüsse der Umwelt herstellen ließe, was, wie es nun hieß, „sogar“ ein jüdischer Forscher nachgewiesen habe – ganz im Vertrauen auf die nun veränderte Umwelt des „Dritten Reiches“.

Die Beschreibung und Etablierung der Längen-Breiten-Relation des menschlichen Schädels durch Retzius war der entscheidende Hebel für die Biologisierung des (Menschen-) Rassenbegriffs. Es bedurfte anatomischer Kriterien, die den Begriff der Rasse von sprachlichen, kulturellen, politischen und sozialen Konnotationen abzulösen und ihn zu einem Gegenstand naturwissenschaftlicher Analyse zu machen gestatteten. Schon früh wurde dies Problem formuliert, so in der „Société ethnologique“ 1841: „Il y a toujours chez une nation plusieurs races; il faut donc chercher à

³⁵ Vgl. Melville J. Herskovits, „Franz Boas as Physical Anthropologist“, in: *Franz Boas. 1858–1942, Memoirs of the American Anthropological Association*, No. 61, 1943, S. 47.

distinguer les types purs du produit des mélanges.“³⁶ So erklärte Topinard 1889 vor einer internationalen Anthropologen-Versammlung als eine der „sichersten Tatsachen der allgemeinen Anthropologie..., daß der Begriff Rasse mit dem des Volkstums nicht das mindeste zu tun hat.“ Auch H. F. K. Günther insistierte auf dieser Unterscheidung bei der Bestimmung des Rassenbegriffs: es gebe daher z.B. auch keine „germanische, romanische oder slawische Rasse“.³⁷

Zum Schluß stellt sich die Frage, was von der Unterscheidung verschiedener Rassen abhängt. Wenn es mir hier auch nicht möglich ist, sie ausführlich zu diskutieren, so möchte ich sie wenigstens streifen. Die psychologischen Aspekte der Vermischungsängste, die Darrés Generation plagten, hat Klaus Theweleit anhand mehrerer Biographien von Freikorpskämpfern eindrücklich dargestellt.³⁸ War die Rassenforschung im allgemeinen und die Eugenik im besonderen der Versuch einer Verwissenschaftlichung nur psychologisch zu verstehender Angstreaktionen? War sie, wie Weber sagte, die „Apologie eines Massenglaubens“? Die Grenzen zwischen wissenschaftlicher Anthropologie und Rassismus sind in der Rassenforschung fließend. Schon der Anspruch auf Objektivität des rein biologischen Rassenbegriffs, im Unterschied zu dem der *Art*, ist umstritten und wird von Genetikern verneint. Die Unsicherheit darüber dürfte noch eine Zeitlang kaum zu beheben sein, zumal sich die Interessen von Anthropologie und Genetik längst von solchen Fragen entfernt haben.

Vor allem aber sollten wir aufpassen, nicht Mitgefangene der Sprachbilder der Eugeniker zu werden. Denn es scheint die Möglichkeit *nicht auszuschließen* zu sein, daß die Menschheit nicht nur eine, sondern mehrere Abstammungslinien haben könnte. Wenn

³⁶ zit.n. H. F. K. Günther, *Rassenkunde*, S. 18.

³⁷ Günther, *Rassenkunde*, S.7.

³⁸ Klaus Theweleit, *Männerphantasien*, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1977.

nämlich die Entwicklung der Natur nicht einem umfassenden metaphysischen Gesetz folgen, sondern eine Resultante vielfältiger natürlicher Wirkungszusammenhänge darstellen soll, so muß die Entwicklung analoger Formen in analogen Bedingungen möglich sein. Aufgrund der offenkundigen Differenzen innerhalb der menschlichen Art und ihrer Verteilung über die ganze Erde plädierten verschiedene Forscher für einen in Ort und Zeit mehrfachen Ursprung, statt für die Differenzierung einer einzigen Abstammungslinie. Die Debatten darüber sind bis heute nicht beendet.³⁹

Schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es daher einen Streit über „Monogenie“ und „Polygenie“ der menschlichen Art. Der englische „Irrenarzt“ Samuel Cowles Prichard klassifizierte 1813 in einer naturwissenschaftlichen Anthropologie wie Blumenbach alle Menschenrassen unter einer einzigen Spezies. Er blieb als der führende Verfechter eines naturwissenschaftlich argumentierenden Monogenismus eine unangefochtene Autorität bis zum Erscheinen von Darwins *Origin of Species*.⁴⁰ In Frankreich war der Monogenismus jedoch religiös bestimmt, basierend auf der „Brüderlichkeit und Einheit der adamitischen Rassen“.⁴¹

³⁹ So vertrat der amerikanische Anthropologe Carleton Stevens Coon, *The Races of Europe*, New York 1939 (1962 wieder aufgelegt), die noch heute diskutierte Ansicht, daß die Grenze zwischen dem *Homo erectus* und dem *Homo sapiens* in der Evolution nicht nur einmal, sondern fünfmal, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten überschritten wurde.

⁴⁰ Samuel Cowles Prichard, *Naturgeschichte des Menschengeschlechts*, Leipzig 1840–48. (Übers. v. *Researches into the physical history of man*, 1813.) Auf Prichard geht übrigens der Begriff der „moral insanity“ zurück (*A treatise on insanity and other disorders*, 1835), der später für Lombroso – und generell für die Theorie vom „geborenen Verbrecher“ – von zentraler Bedeutung war.

⁴¹ Vgl. hierzu den Artikel „Anthropologie“ in der *Grande Encyclopédie*, Paris 1885.

Der erste, der diese Überzeugung angriff, war Bory de Saint Vincent in seinem Artikel „L’Homme“ im *Dictionnaire classique d’histoire naturelle* von 1825 und später in einem größeren Werk unter demselben Titel. Er griff als erster auf die Klassifikationen Linnés zurück und fragte die Monogenisten, wie die Vielzahl der menschlichen Rassen sich in der kurzen Zeit von 6000 Jahren hätte entwickeln sollen. Der in den USA führende Anthropologe jener Jahre, George Samuel Morton, war hingegen Polygenist. Insbesondere aber seine Schüler Josiah Nott und George Gliddon untermauerten 1854 mit ihrem Werk *Types of Mankind* das polygenistische Argument.⁴² Was bei allen diesen Theorien über die Evolution der Menschen auf dem Spiel stand, wird darin deutlich, daß in den Vereinigten Staaten zu dieser Zeit der Kampf um die Abschaffung der Sklaverei seinen Höhepunkt erreicht hatte. Nott und Gliddon erhielten von den Befürwortern der Sklaverei Beifall, weil sich ihr Polygenismus für eine Begründung der Superiorität der weißen Rassen instrumentalisieren ließ.⁴³

⁴² Josiah C. Nott und George R. Gliddon, *Types of Mankind, or ethnological researches based upon the ancient monuments, paintings, sculptures, and crania of races. Illustrated by selections from the inedited papers of George Morton*, London und Paris 1854; sowie dies., *Indigenous Races of the Earth; or, New Chapters of Ethnological Enquiry*, Philadelphia 1857.

⁴³ Während diejenigen, die die Sklaverei abschaffen wollten, neben dem Naturrecht, auf das die amerikanische Verfassung gegründet war, in dem äußerst wirkungsreichen Roman von Harriet Beecher Stowe *Onkel Toms Hütte* (1852) argumentativen Rückhalt fanden. – Eine Parallele dazu findet sich in Frankreich, wo neben den Menschenrechten Victor Hugos Roman *Les Misérables* (1862) auf der Seite einer humanitären Strafrechtsreform der naturwissenschaftlich argumentierenden Kriminalanthropologie in der Tradition von Morel, Lombroso und Bertillon gegenüberstand. – Eine umgekehrte Parteilung findet sich in Deutschland, wo, wie gezeigt, Darré mit Gustav Frenssens Roman *Jörn Uhl* arbeitet, oder Hermann Grimms Roman *Volke ohne Raum* die Folie zahlreicher politischer Programme oder Parolen abgab. Diesmal stand die Sozialwissenschaft (bei allen Einschränkungen, siehe Sombart) der Bellet-

Während Christentum und Menschenrechte viele Forscher an den Monogenismus banden, war der Polygenismus, der durch Darwin Autorität erlangte, vor einer Instrumentalisierung durch den Rassismus und biologistische Elitetheorien während über 100 Jahren nicht zu bewahren.⁴⁴ Ein Grund im übrigen dafür, daß Darwin selbst lange Jahre davor zurückschreckte, das Thema der Abstammung der Menschen in der Öffentlichkeit zu diskutieren. Doch wie Ruth Römer feststellte, ist abgesehen von diesen freiwilligen und unfreiwilligen Instrumentalisierungen keine der beiden Positionen eine Garantie gegen daraus abgeleitete inhumane Argumente, und es war umgekehrt von beiden Positionen aus möglich, „der menschlichen Gemeinheit zu dienen.“⁴⁵

Claude Lévi-Strauss schlug eine überraschende Sicht des Rassenproblems vor. Es habe keinen Sinn, die augenfällige *Ungleichheit* der Menschen zu leugnen, die mit dem Begriff „Rasse“ bezeichnet werde. Der erste Satz der Erklärung der Menschenrechte wird durch den bloßen Augenschein widerlegt. Die „Ersünde“ jedoch, die er Gobineau und seinen Nachfolgern anlastete, sei die Verwendung des (umstrittenen) biologischen Rassenbegriffs zur Erklärung unterschiedlicher soziologischer und psychologischer Leistungen der einzelnen Kulturen.⁴⁶ Unbestreitbar biologische Merkmale wie Hautfarbe und Wuchs sind eine ganz andere Frage als bürgerliche Rechte und Respektierung unterschiedlicher kultureller Formen. Lévi-Strauss argumentierte, daß die Völker verschiedene *Zeiten* und verschiedene *Formen* ihrer Entwicklung hät-

ristik gegenüber, einer Belletristik allerdings, die die Autorität der Biologie hinter sich wählte.

⁴⁴ Werke dieser Zeit, die die beiden Positionen markieren, hießen, etwa in Frankreich: *De la pluralité des races humaines*, von G. Pouchet, Paris 1858, auf der einen, und *Unité de l'espèce humaine* von A. de Quatrefages, Paris 1863.

⁴⁵ Ruth Römer, *Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland*, München 1985, S. 29.

⁴⁶ Claude Lévi-Strauss, „Rasse und Geschichte“, in: ders., *Strukturelle Anthropologie II*, S. 363–407, hier S. 364.

ten, die es nicht nur zu respektieren, sondern überhaupt erst zu *erkennen* und zu *verstehen* gelte. Beherrscht von dem Sprachbild der „Degeneration“ – das von kaum einer Disziplin ausgelassen wurde – beschäftigten sich Rassenforschung und Eugenik stattdessen mit der Wertung der Völker, maßen ihre Schädel aus und diskutierten die Gefahren der Vermischung des „Blutes“ „inferiorer“ mit demjenigen „superiorer“ Rassen. Es ist dabei beunruhigend, daß diese Interessen nicht durch wissenschaftliche Widerlegungen ein Ende fanden, sondern durch die Erfüllung von Vachers Prophetie.